

Fachtagung Theologisch Diakonisches Seminar Aarau, 21. März 2014

Christliches Handeln in der Sozialen Arbeit .. als Einmischung und Toleranz

Referatsbeitrag von Christof Meier

Potenzial und Problematik christlichen Handelns in der Sozialen Arbeit - eine Behördenperspektive

Einstieg

Anfangs März war ich an einer Reiraite in Flüeli-Ranft, und da diese etwas länger als geplant dauerte, nahmen die anderen gleich den Bus und ich war alleine, um von der Gelegenheit zu profitieren, die Ranft zu besuchen. Ich wusste, da war irgendetwas, was ich sehen wollte, aber ich wusste nicht mehr was. Aber als ich es sah, wusste ich, dass es das war, was ich im Hinterkopf hatte.

Es ist ein ziemlich grosses Wandbild an der Rückwand der unteren Kapelle, erstellt 1920 / 1921 von Robert Durrer und Albert Hinter, ein Totengemälde, ein Totentanz mit dem Titel: Die Schweiz, Friedensinsel in der Völkerschlacht. Die das Gemälde umlaufende Inschrift ist in Grossbuchstaben und lautet: «Im August 1914 als der Weltkrieg Tod und Verderben brachte haben wir dich um deine Fürbitte bei Gott angerufen. Lob und Dank dir seliger Bruder Klaus. Unser liebes Vaterland blieb wunderbar behütet & verschont.»

Als ich das Bild betrachtete, war mir klar, dass es etwas mit meinem heutigen Referat zu tun hatte, aber ehrlich gesagt, ich wusste vorerst weder was genau noch was ich damit machen könnte. Aber schauen wir es uns doch zumindest grob an: ein Berg inmitten eines Meeres von Geschlachteten, ein Berg voller glücklicher und ländlich lebender Menschen, ein Berg, bewacht von Soldaten und behütet von Gott, und all das in der Fürsorge von Bruder Klaus - etwas unklar bleibt einzig, ob auch Flüchtlinge aufgenommen werden.

Die explizit zum Ausdruck gebrachte Inselmetapher der Schweiz wird christlich untermauert. Dabei kann sie auf eine lange und historisch belegte Tradition eines – eidgenössischen – Selbstverständnisses von einem «auserwählten» Volk zurückgreifen. Doch es geht nicht nur um Bezüge zur Vergangenheit. Denn diese Bilder und die damit verbundenen Mythen (ob nun von Gott oder anderen Kräften angeführt) blieben, wie wir wissen, auch später wirksam.

So gehe ich einmal davon aus, dass Ihnen der Apfelbaum auf diesem Bildausschnitt einigermassen bekannt vorkommt. Er zeigt sich inmitten des Bildes, das auch veraltet erscheint und überhöht wirkt, geradezu frisch und aktuell. Und er wurde in der kürzlichen Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative ja sowohl von den Gegnern als auch den Befürwortern verwendet.

In diesem Zusammenhang kann ich vielleicht auch auf den Punkt bringen, wo ich das zentrale Thema dieses Bildes einerseits und der heutigen Fachtagung andererseits sehe, es

geht mir – in unterschiedlichen Facetten und Ausprägungen – um Fragen der Eingrenzung und der Ausgrenzung. Sie werden diese Wörter im Folgenden zwar kaum mehr direkt hören, aber sie sind da und schimmern durch, und sie passen ja auch zum heutigen internationalen Tag gegen Rassismus. Meine Überlegungen, provisorischen Ideen und Gedanken habe ich in Zwischentiteln geordnet, die das christliche Handeln fokussieren:

Das christliche Handeln ist nicht mehr exklusiv
Das christliche Handeln gibt es nicht
Es braucht christliches Handeln
Christliches Handeln bedeutet Verantwortung und Einmischung
Das christliche Handeln ist gefährlich

Ich werde dazu weder wissenschaftlich noch theologisch argumentieren, sondern aus dem schöpfen, was mir in meinem beruflichen und auch privatem Leben begegnet ist.

Das christliche Handeln nicht nicht mehr exklusiv

Das «mehr» im Zwischentitel ist nicht so zu verstehen, dass das christliche Handeln (in der Schweiz) einmal wirklich exklusiv war, das war es wohl nie. Aber man darf sicher feststellen, dass der christliche Rahmen unsere Gesellschaft prägt und auch in vielen derjeniger Bereiche konstitutiv wirkt, die längst säkularisiert sind. Unsere Gesellschaft ist jedoch nicht nur säkular und/oder christlich, sie ist heute insbesondere auch plurireligiös. Da hat sich einiges verändert. Und zwar überall, wenn auch nicht immer so sichtbar wie in grossen Städten wie Zürich, in denen die kulturelle und religiöse Vielfalt sowohl in Statistiken als auch in den Schulen und auf den Strassen letztlich nur noch normal ist.

Ich denke nicht, dass heute noch jemand in Zürich aufwachsen kann, ohne dass er/sie Freunde hat, die Muslime sind oder deren Eltern in einem nicht christlich geprägten Umfeld erzogen wurden. Das bedeutet aber leider nicht, dass diese Normalität für alle selbstverständlich ist und dass sie von allen akzeptiert wird. Sie kennen die vielen Anti-Reflexe und können wohl selbst einige Beispiele nennen.

Die Stadt Zürich versucht, damit so umzugehen, dass wir Religion zwar als Privatsache erachten, aber möchten (und das ist eine formulierte integrationspolitische Zielsetzung), dass im Rahmen unserer gesetzlichen Ordnung alle bei uns wohnenden Menschen ihren Glauben und ihre kulturellen Traditionen frei und sichtbar leben können.

Und dass wir zwar möchten, dass sich alle als Zürcherin oder als Zürcher fühlen, wir dies aber nicht als eine exklusive Identität erachten, sondern bei sich bietenden Gelegenheiten darauf hinweisen, dass man auch dann Zürcher sein kann, wenn man gleichzeitig auch Luzerner, Russe, Hinduist oder «gar» Fan des FC Basels ist. (Interessanterweise verstehen viele erst bei diesem letzten Beispiel so richtig, was ich meine.) Aber die damit verbundene Botschaft – an Deutsche, an Muslime, an AlbanerInnen etc. – ist insbesondere dann wichtig, wenn eine «Gruppe» medial oder in der Öffentlichkeit unter Druck kommt.

Ist das eine christliche Botschaft? Wohl mehr, als wir selbst meinen. Doch letztlich ist es für den Staat – und das ist jetzt eine Aussage, die explizit auch für die Soziale Arbeit gilt – an sich egal, ob jemand politisch, ökonomisch, religiös, und wenn religiös, ob christlich oder jüdisch oder anderweitig motiviert ist. Hauptsache, man ist motiviert, und das fällt erfahrungsgemäss leichter, wenn diese Motivation einen festen Boden hat. Danach geht um Qualität, Innovation und Nachhaltigkeit. Gefragt sind Teamplayer.

Das christliche Handeln gibt es nicht

Als ich kürzlich einen Artikel geschrieben habe mit dem Titel «Es gibt keine Kulturen», ging es mir darum, aufzuzeigen, dass wir Menschen nie gerecht werden, wenn wir sie kategorisieren und in eine Schublade stellen, aus der sie nicht von selbst herauskommen können und die ziemlich sicher gar nicht die ihre ist.

Oder wissen Sie denn, wie eine afrikanische Frau so ist? Oder wie ein Bauer aus dem Uri? Sind Sie selbst denn genau so, wie sich ein Franzose einen Schweizer vorstellt? Sind Sie genau so, wie sich die Leute im Fussballverein eine Sozialarbeiterin vorstellen? Da gibt es doch Unterschiede. Unterschiede, die mir ihrer Persönlichkeit, ihrem familiären Umfeld, ihren Interessen etc. zu tun haben. Individuelle Unterschiede zwischen einzelnen Menschen, die uns zwar bewusst sind, wir aber manchmal vergessen, wenn es um andere geht.

Wenn mich also jemand fragt, wie das oder das denn in jüdischen Familien sei, oder mich darauf hinweist, dass das und das im Islam so sei und es auch im Koran geschrieben stehe, dann frage ich manchmal zurück, wie es denn im Christentum sei, und ob sie nicht auch gläubige Katholiken kennen würden, die vor der Ehe Sex haben oder gar Kondome benutzen? Oder ob sie denn überzeugt seien, dass die Piusbrüderschaft, die Fokolarbewegung, die lutheranische Kirche (und das gäbe jetzt eine endlose Aufzählung, wir haben beispielsweise alleine in der Stadt Zürich sechzehn verschiedene östliche bzw. orientalische Kirchen) die Bibel alle gleich interpretieren und in der Praxis leben?

Sie sehen vielleicht, worauf ich hinaus will. Die Aussage, es gibt keine Kulturen, liesse sich umformulieren in die Aussage, es gibt kein Christentum. Dies analog zum Kulturbegriff in dem Sinne, dass es DIE Kultur nicht gibt und DAS Christentum eben auch nicht, und damit, und da bin ich wieder beim Thema, evtl. auch nicht DAS christliche Handeln, zumindest nicht eines, das für alle das Gleiche bedeutet.

Wenn Sie jemanden treffen, der Ihnen das Gegenteil behauptet und sagt, er oder sie wisse, wie es richtig sei, wie das wahre Christentum sei, wie der Koran zu interpretieren sei, wie Sozialarbeitende funktionieren würden, dann seien sie vorsichtig. Denn dann ist die Gefahr gross, dass der Fundamentalismus nahe und die nötige Toleranz und der gebotene Respekt weit weg sind. Dann sind wir dort, wo es hart auf hart um Einschluss und Ausschluss geht.

Damit meine ich nicht, dass es keine Orientierungspunkte wie gut und böse geben soll und kein richtig und falsch. Wir brauchen diese Konzepte, und als Gesellschaft benötigen wir darüber auch eine gewisse Einigkeit, und dies über das durch das Recht Geregelte hinaus. Und wir brauchen auch christliches Handeln: Ich gehe einmal davon aus, dass Sie heute schon einiges über dessen alttestamentarische Begründung oder die im Gleichnis des Samariters beschriebenen Grundsätze gehört haben: es geht Solidarität über die Familie hinaus, um Nächstenliebe, um den Schutz des Fremden, um den Einsatz für Arme und Benachteiligte, und all das unabhängig von kulturellen und religiösen Grenzen.

Doch wir alle wissen, dass bekennendes Christsein noch keine ausreichende Grundlage ist für christliches Handeln. Was zählt, ist die konkrete Praxis. Und da lehrt uns die Geschichte, dass da einiges im Argen liegt und dass längst nicht alles, was christlich gehandelt war, auch gutes, wertschätzendes und menschenwürdiges Handeln war, und dass in Politik, Staat und Wirtschaft Entscheide durch fromme Kirchgänger getroffen werden, die nur sehr bedingt als «christlich» bewertet werden können.

Das ist aber kein christliches Problem. Denn auch andere Religionen kennen die universelle Hilfe und haben ethische Konzepte, die der Nächstenliebe vergleichbar sind und bei denen es um Solidarität geht. Und dort sieht es auch nicht besser aus.

Doch ich möchte diese Kritik weder strapazieren noch überbewerten. Denn ich kenne viele Menschen, die aus ihrer religiösen Motivation heraus christlich Handeln und damit wirklich Gutes tun. Es ging mir darum, dass meines Erachtens nicht alles christliche Handeln über einen Leisten geschlagen werden kann, und darum, darauf hinzuweisen, dass wir alle herausgefordert sind, uns den damit verbundenen Fragen zu stellen. Dass Sie dies tun, weiss ich, denn sonst wären Sie wohl heute nicht hier.

Es braucht christliches Handeln

Das soziale Engagement unseres Staates ist relativ neu und je nach Gemeinde oder Kanton unterschiedlich ausgestaltet. Ihm gemeinsam ist, dass es oft auf Tätigkeiten beruht, die durch Pfarreien und Kirchgemeinden aufgebaut oder unterstützt wurden. Diese und die mit ihnen verbundenen Menschen sind auch heute noch aktiv. Und dies vor allem dort, wo der Staat nicht KANN (weil er über zu wenig Mittel verfügt oder weil er keinen gesetzlichen Auftrag hat), dort, wo der Staat nicht SOLL (wir sind ja schliesslich für das meiste selbst verantwortlich und wollen aus guten Gründen nicht, dass der Staat in Dinge eingreift, die ihn nichts angehen), oder auch dort, wo der Staat nicht WILL (das kann mit Fragen der Gleichbehandlung zu tun haben oder mit anderen und höher gewichteten Interessen). Dazu einige konkretisierende und relativ aktuelle Beispiele aus meinem Arbeitsumfeld.

(1) Der italienische Staat konnte seine in der Schweiz seit der Ankunft von sogenannten GastarbeiterInnen geführten Beratungs- und Unterstützungsangebote für «seine» Leute nicht mehr halten, und wir sahen keinen Anlass, auszuhelfen und etwas für die ItalienerInnen zu bezahlen, was wir bei den Portugiesen, Somalis oder Polen nicht tun. Es ergab sich eine für die Betroffenen schmerzhaft Lücke, und eingesprungen ist im Rahmen ihrer Möglichkeiten die missione cattolica, und wir sind wieder dort, wo die Beratungsangebote für die ausländische Bevölkerung einmal aufgebaut wurden.

(2) Die Stiftung von Pfarrer Sieber und andere Organisationen sahen die Not vieler in der Schweiz Arbeit suchender EU-BürgerInnen, und die Stadt Zürich lehnte es ab, die Hilfsangebote mitzutragen oder zu finanzieren. Denn sie wollte keine Anreize schaffen für Leute, die kaum eine Chance auf eine Aufenthaltsbewilligung haben werden. Ein spannendes Beispiel, denn es zeigt exemplarisch, dass Interessen sich widersprechen und unterschiedliche Blickwinkel je nach dem zu anderen Einschätzungen führen können. Und auch wenn ich in diesem Falle die staatliche Haltung mitfrage, erachte ich es doch als wichtig, dass diese hinterfragt und auf ihre Auswirkungen auf direkt betroffene und Not leidende Menschen untersucht wird. Und wenn der christlich fragende Mensch zu anderen Schlüssen kommt und danach entsprechend handelt, dann ist das für mich sehr OK.

(3) Ich bin im Vorstand des Zürcher Forums der Religionen. Dies als Vertreter der Stadt, obwohl diese ja in interreligiösen Fragen quasi per Definition kein eigentlicher Akteur sein kann und will. Doch ich möchte nicht diesen Punkt aufgreifen, sondern meine Beobachtung, dass es insbesondere unsere Landeskirchen sind, die sich für die mit viel weniger struktureller Macht und finanziellen Ressourcen ausgestatteten Minderheitsreligionen einsetzen. Gerade die evangelische/reformierte Kirche, die ja kaum zu den «Gewinnern» der veränderten Bevölkerungszusammensetzung gezählt werden kann, zeigt ein grosses und in meinen Augen echt christliches Engagement dafür, es Andersgläubigen zu ermöglichen, ihren Glauben in unserer Gesellschaft zu leben.

(4) Da ich in der Übernahme von früher durch die Kirchen getragenen Aufgaben durch den Staat viele Vorteile sehe, möchte ich auch dazu ein Beispiel geben. Ein gutes ist sicher das Bestattungswesen und damit verbunden die Friedhofsfrage. Denn wir vom Staat können

sicher besser und auch flexibler auf die Bedürfnisse von nicht christlichen Menschen reagieren, wenn es um das Begräbnis von Angehörigen geht, als dass dies die Kirchen tun könnten.

Generell vertritt der Staat einen tendenziell flächendeckenden und weitgehend neutralen und geregelten Ansatz. Das ist gut so und oft auch gerecht, hat aber auch Nachteile: viel Bürokratie, und nicht selten weniger Herz und weniger Menschlichkeit. Das braucht es aber, und damit auch christliches Handeln.

Ich bin überzeugt, dass sich staatliches und christliches Handeln in der Regel nicht ausschliessen. Im Gegenteil, eine von christlicher Ethik und von Toleranz geprägte Motivation ist eine äusserst gute Voraussetzung für das Engagement sowohl im Staat als auch in der Zivilgesellschaft, für professionelle als auch für ehrenamtliche Arbeit.

Dieses sich Nicht-Ausschliessen ist aber – und das möchte ich nicht unerwähnt lassen – längst nicht immer konfliktfrei. Es gibt Widersprüche, und zwar insbesondere dann, wenn die damit verbundenen Werte und Grundhaltungen sich eben doch ausschliessen. So ist es mir als Vertreter des Staates sowie als liberal denkendem Mensch an sich gleichgültig, wie Sie zu Fragen wie Homosexualität, Abtreibung oder Aidsprävention stehen. Aber es ist mir nicht gleichgültig, wenn Sie dazu eine «christlich» begründete Ablehnung in die Soziale Arbeit einfließen lassen und dabei Ihre Interessen über diejenigen der betroffenen Menschen stellen. Da mache ich einen Punkt, das lehne ich ab und das erachte ich, ich erlaube mir hier diesen theologischen Übergriff, auch nicht als christlich.

Christliches Handeln bedeutet Verantwortung und Einmischung

Verantwortung ist ein grosses Wort, aber es beinhaltet das Wort Antwort und ich denke, dass es in der Regel darum geht, auf etwas aktiv zu antworten, das wir als Frage, als Problemstellung oder als Aufgabe erkannt haben. Wir müssen also zuerst einmal hinschauen und zuhören. Das ist auch in der Sozialen Arbeit so und auch beim christlichen Handeln. Und um dann tatsächlich Handeln zu können, benötigen wir neben der Motivation auch noch gute Rahmenbedingungen sowie persönliche Kompetenzen. Diese kann man lernen, insbesondere durch Praxis. Und damit dies möglich wird, braucht es auch andere, die einem Verantwortung zutrauen und ermöglichen.

Ich persönlich hatte das Glück, mit Eltern aufwachsen zu können, die in der Baukommission, im Frauenverein, in der Pfarrei, in der Schulpflege aktiv waren und uns Brüdern so ganz nebenbei lehrten, was Engagement und was Verantwortung bedeuten. Und ich hatte das Glück, dass mir und meinen Freunden im Rahmen der durch die Pfarrei getragenen Jugendarbeit schon früh sehr viel (ja fast unverantwortlich viel) Verantwortung übertragen wurde. Doch wir waren fähig, diese wahrzunehmen und ich bin heute überzeugt, dort mehr für mein Leben gelernt zu haben als in all den später folgenden fachlichen Ausbildungen. (Christlich) Handeln heisst auch wachsen und lernen.

Zur Kirche selbst hatte und habe ich eher ein kritisches und distanziertes Verhältnis. Aber in gewisser Hinsicht war es wiederum sie, die mich das lehrte, was für meine späteren beruflichen Tätigkeiten bedeutsam war. Dies insbesondere vor etwas mehr als 25 Jahren, als ich während eines halben Jahres den afrikanischen Kontinent von West nach Ost durchquerte, sowie in den folgenden zehn Jahren, als ich während des Sommers regelmässig im damaligen Zaire war, um an einem Weiterbildungsprojekt für Lehrkräfte mitzuwirken.

Was ich mitbekam, war ein Staat, den es nicht mehr gab oder der zumindest seine Funktionen nicht mehr wahrnahm, und wenn, dann kaum im Interesse der Bevölkerung. Was ich

sah, war, dass es die Missionsstationen und Kirchgemeinden waren, die als praktisch einzige noch etwas Infrastruktur bereit stellten und eine Art solidarische Verantwortung wahrnahmen. Und was ich miterleben durfte, waren arme und Not leidende Menschen, die – aus christlichem Engagement heraus – Stärke zeigten und sich selbstlos für diejenigen in ihrer Gesellschaft einsetzten, die noch ärmer und noch schwächer waren.

((Dass das nicht zwingend so sein muss, lässt sich an sich am gleichen Beispiel zeigen. Denn der heutige Congo ist eines derjenigen Länder, in denen die christlichen Erweckungskirchen besonders aktiv und erfolgreich sind, und diese gehen oft davon aus, dass sich die richtige Religion in (privatem) Reichtum und Prestige zeigt.))

Verantwortung und Einmischung bedeutet meines Erachtens also vorerst einmal Aufmerksamkeit. Ich muss offen und wach sein für das, was um mich herum geschieht, und ich muss darauf antworten. Und da gibt es bessere und weniger gute Antworten, egoistischere und solidarischere, laute und leise, politische und praktische. Welche Antworten es jeweils braucht, hängt von der Situation ab und muss teilweise verhandelt werden, zwischen verschiedenen Akteuren, zwischen Kopf, Hand und Herz und zwischen und vor allem mit den Betroffenen. Gefordert ist auch der Staat, aber insbesondere auch der Mensch, Sie und ich.

Das christliche Handeln ist gefährlich

Wenn ich im Folgenden auf einige «Gefahren» des christlichen Handelns hinweisen möchte, geht es mir nicht um Handlungen oder Entscheidungen, die ich aus meiner Sicht als falsch oder nicht besonders gut erachte. Das gibt es zwar, und das ziemlich regelmässig. Aber das gibt es auch, wenn ich mir das staatliche Handeln und oder demokratische Mehrheitsentscheidungen anschau. Vielmehr möchte ich auf einige Punkte hinweisen, die ich tatsächlich als Gefahren erachte.

Dabei beziehe ich mich auf Aspekte, die Ihnen wohl als «Problemkreise der Sozialen Arbeit» bekannt und vertraut sind (Selbstaussbeutung, Machtasymmetrien etc.) und die ich aufgrund von Erfahrungen aus meinen früheren Tätigkeiten im Asylbereich beschreiben möchte. Und wenn ich damit das christliche Handeln anspreche, liegt dies mehr an dieser Fachtung als an der Sache selbst, denn wie bereits in anderen Zusammenhängen erwähnt, geht es auch hier an sich um allgemeinere Phänomene.

Als Ende der 80er und anfangs der 90er Jahre viele Menschen in die Schweiz flüchten mussten, verfügten viele (vor allem kleinere) Gemeinden nicht über geeignete Strukturen, um die ihnen übertragenen Betreuungsaufgaben zu übernehmen. Es waren dann oft die Pfarreien oder Kirchgemeinden, die einsprangen, und dort wiederum insbesondere einzelne Frauen, die sich – meist zumindest vorerst unbezahlt – zu engagieren begannen.

Sie mussten mit Menschen arbeiten, die traumatische Erlebnisse hinter sich hatten und in ständiger Sorge um die zurückgebliebenen Mitglieder ihrer Familien waren, sie mussten den gesetzlich gegebenen Rahmen berücksichtigen, der mehr verhinderte als ermöglichte, sie mussten Schicksale miterleben, die kaum auszuhalten waren, sie mussten alleine gegen ihren Gemeinderat um ein paar Franken für ein Zugbillet kämpfen und sich auf der Strasse Schmähungen anhören, weil sie sich für Ausländer einsetzten. Viele haben dabei Heroisches geleistet, doch einige bezahlten dafür einen hohen oder gar zu hohen Preis.

Verantwortung übernehmen und sich Einmischen kann überfordern, fachlich, menschlich, gesellschaftlich, und es kann krank machen, insbesondere dann, wenn man derart berührt und engagiert ist, dass einem die Abgrenzung schwer fällt und man/frau sich nur noch ungenügend Sorge trägt. Das christliche „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ gäbe zwar

Orientierung: es liesse sich übertragen in ein „Hilfe deinem Nächsten wie dir selbst“ oder ein „Trage deinem Nächsten Sorge wie dir selbst“. Ich weiss, dass das schwer ist, und dass es in vielen Situationen menschlich fast unmöglich ist, sich abzugrenzen, doch es ist nötig, denn wenn ich ein Burnout habe oder anderweitig krank werde, nützt dies niemanden – und das gilt auch für die professionelle Arbeit von gut ausgebildeten SozialarbeiterInnen.

Eine andere von mir damals beobachtete Gefahr des sich Einmischens ist die des Übergriffs. Damit meine ich jetzt nicht (nur) Übergriffe in die Privat- oder gar die Intimsphäre einer Person oder einer Familie, sondern Übergriffe, die die Selbstverantwortung bzw. die Selbsthilfe anderer erschweren oder verhindern, statt diese zu ermöglichen und zu stärken. Dies kann beispielsweise im Hinblick auf eine aktive Zukunftsgestaltung der Fall sein. Denn diese beinhaltet unter anderem auch eine Annahme der gegebenen Realitäten (und das kann auch eine Wegweisungsentscheid sein) und blickt von dort nach vorne.

Zu sehen, was in einer Situation sowohl kurz- als auch langfristig gut ist für andere, ist sehr schwer, und für ehrenamtlich Engagierte noch viel schwerer als für professionell Tätige, die sich meist hinter einem Reglement verstecken können. Aber eine Auseinandersetzung mit diesem Spannungsfeld und eine Orientierung an einer durch den anderen möglichst eigenständig bewältigten Zukunft sind nötig und zu berücksichtigen, gerade auch deshalb, weil Helfen immer auch Macht bedeutet, sichtbare und unsichtbare.

Es gibt Menschen, die sich gerne umsorgen lassen und die ob all der Fürsorge und Hilfe, die ihnen zu Gute kommt, ihre Selbstverantwortung verlieren und kaum mehr dafür kämpfen, diese zurückzugewinnen – und insbesondere unser Asylsystem fördert ja diese Gefahr, indem es Flüchtlinge teils jahrelang bzw. so lange vom Arbeiten abhält, bis sie kaum mehr arbeitsfähig sind. Doch in der Regel ist es anders. Grundsätzlich ist es eher so, dass der Mensch lieber anderen hilft als sich helfen zu lassen. Anderen helfen zu können, macht Freude und macht stark. Sich helfen lassen (zu müssen), macht schwach und ist entwürdigend. Wer also die Wahl hat .. leistet Soziale Arbeit ;-).

Das ist so natürlich überzeichnend formuliert, aber es zumindest Teil einer Realität, die es zu beachten gilt. Wir in der staatlichen Arbeit müssen darauf achten, und Sie müssen es tun. Und christliches Handeln, so wie ich es verstehe, tut es. Denn es geht nicht um uns und unser Handeln, sondern darum, was wir damit bei unserem Gegenüber auslösen und bewirken. Und gerade weil es sehr menschlich ist, dies immer wieder zu vergessen oder zu verdrängen, ist es wichtig, uns und die Welt sorgsam zu beobachten.

Und zum Schluss noch dies

Im Rahmen meiner Vorbereitungsarbeiten zu diesem Referat habe ich mir auch verschiedene weitere Überlegungen gemacht. Bei diesen ging es unter anderem um BEGRIFFE und Konzepte (was meint Solidarität oder Soziale Arbeit in welchen Situationen?), um AUSBILDUNGEN (nachdem es lange Zeit geradezu tabuisiert war, in einer sozialen oder pädagogischen Ausbildung zu einer christlichen Motivation zu stehen, hat sich das heute geändert), um historische ENTWICKLUNGEN (von der milden Gabe zu einem Rechtsanspruch und einem nicht selten von ökonomischen Fragen und Werten durchdrungenen Dienstleistungszweig) oder um AKTUELLE gesellschaftliche FRAGEN (z.B. um kopftuchtragende Schülerinnen oder Lehrerinnen oder Tramführerinnen).

Aber ich habe mich für diejenigen Überlegungen entschieden, die Sie sich in der letzten halben Stunde anhören mussten und möchte mit der Feststellung abschliessen, dass wir vom Staat uns zwar bemühen, möglichst gute Rahmenbedingungen zu schaffen, um allen

eine menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, dass der Staat aber Grenzen hat und er das Netz für individuelle Notlagen und gesellschaftliche Entwicklungen (auch in Zukunft) nicht alleine tragen kann. Kirchen und Religionen und weitere haben die Möglichkeit, anders und ergänzend einzugehen auf existenzielle Probleme sowie auf Situationen von Alltags-sorgen und/oder seelischen Nöten, in denen der Staat mehr als hilflos und teils gar ohnmächtig ist. Dass Sie in diesem Umfeld Verantwortung übernehmen und christlich Handeln, dafür bin ich als staatlicher Funktionsträger und als Mensch sehr dankbar. Bleiben Sie engagiert, und dies auch dann, wenn Ihnen der Staat dabei im Wege steht.

Die Vision, die ich dabei habe – und dabei möchte ich nochmals auf den Totentanz aus der Ranftkapelle hinweisen – ist die, dass wir das Bild der von Gott geschützten Insel überwinden können. Und dass das Christliche in unserer Gesellschaft nicht mehr dazu dient, uns abzugrenzen und andere auszuschliessen, sondern dass das Christliche uns dabei unterstützt, eine Gesellschaft zu ermöglichen, in der alle sich entfalten können und in der alle ihren Beitrag für die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft leisten. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

